

Prof. Dr. Jens Schröter, Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin

Invokavit, 14. Februar 2016, 10 Uhr, St. Nikolai Spandau,

Predigt über Hebräer 4,14-16

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesus Christus.  
Amen.

Schaffen wir das? Die Frage wird immer drängender. Wohin soll das alles führen? Haben wir die Kraft, das durchzustehen? Müde fühlen wir uns und ausgelaugt, die Hände schlaff, die Knie weich. Dabei war es am Anfang doch so großartig. Diese Aufbruchsstimmung, überall freudiges Engagement, Zuversicht und die Gewissheit: Wir schaffen das, keine Frage! Dann aber kamen die Zweifel, leise erst, dann immer stärker. Der Weg wurde steiniger, die Herausforderungen wuchsen, skeptische Stimmen wurde laut, sogar Feindseligkeit war zu spüren. Ein Ende des Weges war da noch lange nicht abzusehen. Wie soll es weitergehen? So fragen sich nun viele. Sind wir vielleicht doch zu optimistisch gewesen, haben die Schwierigkeiten unterschätzt, über unsere eigenen Kräfte gelebt?

Die Rede ist nicht von Deutschland im Februar 2016, rund ein halbes Jahr nach Willkommenskultur und einer Welle der Hilfsbereitschaft, die Rede ist von den Adressaten des Hebräerbriefes und der Situation, in der der Verfasser dieses Schreibens sie sieht. Müde sind sie geworden und verzagt, der Weg, zu dem sie aufgebrochen waren, erscheint ihnen inzwischen zu lang und zu mühsam. Sie beginnen zu zweifeln, ob das alles so eine gute Idee war und sie ihre Ausdauer und Widerstandsfähigkeit nicht doch etwas großzügig eingeschätzt haben. Kann man das durchstehen, jeden Tag von neuem, ein ganzes Leben lang?

Die Rede ist nicht von Deutschland im Februar 2016, und doch ist es nicht weit von der Lage derjenigen, an die sich der Hebräerbrief richtet, zu unserer eigenen Situation. Wer heute in unser Land schaut, sieht Zweifel, hört Kritik, oft auch verletzende, und nicht selten von Menschen, die selber auch nicht wissen, wie man es anders und besser machen könnte. Wer heute in unser Land schaut, mag sich verwundert die Augen reiben

und sich fragen, ob denn so mancher völlig die Maßstäbe verloren hat, die in einer zivilisierten Gesellschaft für alle gelten sollten, auch und gerade dann, wenn man verschiedener Meinung ist und der Disput über den rechten Weg und die notwendigen Entscheidungen ausgetragen wird. Es ist schon erstaunlich, dass sich selbst Intellektuelle wie Rüdiger Safranski und Peter Sloterdijk nicht zu schade sind, sich am Geraune über eine Flüchtlingsschwemme zu beteiligen, die außer Kontrolle geraten sei, und sich nicht einmal scheuen, von einem „territorialen Imperativ“ und sogar von „wohltemperierter Grausamkeit“ zu sprechen – wohlgemerkt: gegenüber Flüchtlingen. Ja, es ist bemerkenswert, wie hierzulande Maßstäbe für ethische Standards verloren zu gehen drohen. Eine Besinnung auf die Grundlagen unserer Wertorientierung scheint dringend geboten.

Dabei kann ja gar nicht zweifelhaft sein, dass die Sorgen, die viele Menschen hierzulande umtreiben, berechtigt sind und nicht einfach auf plumper Stimmungsmache und billiger Propaganda beruhen – obwohl es die natürlich auch gibt, leider, und die komplexe Situation dazu genutzt wird, mit vermeintlich einfachen Lösungen daherkommen. Natürlich ist das leicht durchschaubar als Profilierung von Seiten derer, die sonst wenig Aufmerksamkeit erhalten, sich nun aber mit schrillen Tönen Gehör verschaffen. Man mag sich gar nicht ausmalen, wohin wir geraten würden, sollten solche Positionen an Popularität gewinnen. Davon sind wir aber zum Glück weit entfernt.

Und dennoch: Wir müssen uns Gedanken darüber machen, wie wir den großen Herausforderungen unserer Tage begegnen wollen. Das betrifft uns alle, unsere Einstellung zu diesem Land, zu den Menschen, die hierherkommen, es stellt uns vor die Frage, wie unser Zusammenleben aussehen soll, welche Werte gelten sollen, wenn wir einander begegnen, und welches Bild wir von unserem Land nach außen vermitteln wollen. Gerade in einer Situation wie der jetzigen, am Anfang des Jahres 2016, müssen wir uns die Frage stellen, auf welchem Weg wir sind. Wo kommen wir her, wo gehen wir hin, wie wollen wir unser Miteinander gestalten?

In einer solchen Situation ist es hilfreich, einen Schritt zurückzutreten und sich darauf zu besinnen, was doch unsere gemeinsame Basis sein sollte bei allen Kontroversen, bei den vielen Meinungsäußerungen, die einen fast schwindlig werden lassen und bei den vielen

Vorschlägen zur Besserung der Lage, die in diesen Tagen durch unser Land getrieben werden. Da kommt der Text aus dem Hebräerbrief, der Predigttext für den heutigen Sonntag, gerade recht. Hören wir darauf, was dort gesagt wird über Jesus Christus und darüber, was er für die Menschen getan hat. Im 4. Kapitel, in den Versen 14-16, lesen wir:

(14) Da wir nun einen großen Hohenpriester haben, der die Himmel durchschritten hat, Jesus, den Sohn Gottes, so lasst uns festhalten am Bekenntnis!

(15) Denn wir haben ja keinen Hohenpriester, der nicht mitleiden könnte mit unseren Schwächen, sondern einen, der in jeglicher Hinsicht in der gleichen Weise [wie wir] versucht worden ist, [doch] ohne Sünde.

(16) Darum lasst uns mit Zuversicht hinzutreten zum Thron der Gnade, damit wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden zu der Zeit, in der wir Hilfe brauchen.

Der Verfasser des Hebräerbriefes, dieser so überaus durchdachten Reflexion über den christlichen Glauben, sieht seine Adressaten auf einem beschwerlichen und langen Weg. Und er verfasst einen Traktat, der, wie er selbst eingesteht, umfänglich und nicht immer leicht verständlich ist. Nicht zufällig wurde dieses Schreiben schon häufig als schwierig und schwer zugänglich empfunden. Sein Verfasser dagegen hält die Christen für schwer zugänglich und schwierig. Er sieht sie auf halbem Wege schwach werden und zaudern; mit scharfem Blick und präziser Analyse stellt er fest, dass ihnen nicht mehr deutlich ist, warum sie einst aufgebrochen sind, geleitet von den großen Verheißungen Gottes, die ihnen vor Augen standen. Nun aber ist das Feuer des Anfangs erloschen, wenig nur ist geblieben von der anfänglichen Begeisterung.

Dieser Situation begegnet unser Autor mit einer großartigen Abhandlung darüber, was die Verheißung ist, die den Christen mit auf den Weg gegeben wurde. Er vergleicht ihre Situation mit derjenigen des Volkes Israel auf seinem langen Weg durch die Wüste. Und er malt ihnen vor Augen, warum das von Gott verheißene Heil in Jesus Christus wahr geworden ist.

Dazu bezeichnet er Jesus Christus als Hohenpriester. Das mag zunächst irritierend sein, war der Wanderprediger Jesus von Nazareth doch alles andere als der Hohepriester in Jerusalem, diese hochehrwürdige Autorität, zuständig dafür, das Volk vor Gott zu vertreten, das Opfer im Allerheiligsten darzubringen und dem Volk Reinigung von seinen Sünden zu verschaffen. Was hat das alles mit Jesus von Nazareth zu tun?

Es ist in der Tat eine anspruchsvolle Interpretation, die unser Autor da entwickelt. Eine Auslegung, mit der er sagen will: Begnügt euch doch nicht damit, die Mühsal und Anstrengung eures Weges zu beklagen. Schaut auf das Große, das uns verheißen ist, und vor allem: Schaut auf den, der unseren Glauben begründet hat! Wenn man von ihm, dem Begründer und Vollender unseres Glaubens, reden will, dann muss man zu den ganz großen Bildern greifen.

Und so bemüht der Verfasser das Bild des Hohenpriesters, um über Jesus Christus zu sprechen. Aber mit diesem Hohenpriester hat es eine ganz besondere Bewandnis. Er ist nicht einfach ein menschlicher Hohepriester, wie es sie in Israel seit vielen Jahrhunderten gab. Nein, dieser Hohepriester ist anders. Er kommt direkt von Gott, nicht von den Menschen, und doch hat er alles durchgestanden, was einem Mensch an Versuchungen und Leiden auferlegt werden kann. Darin liegt das Großartige, das Einzigartige und das nicht zu Überbietende: Jesus Christus, der Hohepriester, gehört auf die Seite Gottes, er hat die Himmel durchschritten, und er gehört zugleich zu uns, hat die tiefsten Tiefen des Menschseins durchlebt, hat zu Gott unter Tränen gefleht, er möge ihn aus seinen Ängsten befreien und vor dem Tod bewahren, er ist in den Tod gegangen und hat sich dann zur Rechten Gottes gesetzt. Sein Tod war dabei nicht wie der Tod eines gewöhnlichen Menschen, sondern einer, der uns den Weg zu Gott und seinem Thron geebnet hat.

In diesen großartigen Bildern beschreibt der Verfasser des Hebräerbriefes die Grundlagen des christlichen Glaubens. Sie münden in die Aufforderung, an dem Bekenntnis festzuhalten und nicht zu verspielen, was die Gemeinde als Grund ihrer Hoffnung erkannt, worauf sie ihre Zuversicht gegründet hat im Leben und im Sterben. Wie voreilig, ja wie töricht wäre es, wollte man dies leichtfertig aufs Spiel setzen, weil es gerade nicht so glatt läuft, der Weg beschwerlich ist und sich Hindernisse auftürmen.

Lenken wir den Blick zurück auf Deutschland im Februar 2016, dann sehen wir: Die Mahnrede des Hebräerbriefes können wir uns in unserer Situation sehr gut zu Herzen

nehmen. Die Bilder, die der Verfasser verwendet, mögen uns fremd erscheinen, aber die Botschaft, die er damit vermitteln will, können wir gut hören. Jesus Christus als derjenige, der sich nicht einfach auf einen unerreichbaren Thron gesetzt, sondern an unseren Leiden, unseren Ängsten und Bedrängnissen teilgehabt hat – das gibt unserem Glauben ein festes Fundament. Wir wissen unser Dasein mit allen seinen Lasten und Mühen, mit der Angst vor Krankheit und Tod, mit der täglichen Plage und all seinen Anfechtungen aufgehoben bei dem, der uns gleich geworden ist. Das eröffnet große Horizonte für unser Leben, und es ruft uns zugleich in die Pflicht für diejenigen, die von Existenzängsten geplagt sind, die umgetrieben werden von der Sorge um ihre Familien und die nicht wissen, ob sie jemals wieder in Frieden in ihrem Land werden leben können.

Es gibt Zeiten, in denen wir Hilfe brauchen. Der Verfasser des Hebräerbriefes sagt das ganz deutlich. Darum spricht er von der Gnade und Barmherzigkeit, auf die wir hoffen dürfen, weil Jesus, der Hohepriester, uns den Weg zu Gott geebnet hat. Das kann nicht folgenlos bleiben. Das stellt unser Denken und Tun auf weiten Raum. Es kann nicht sein, dass wir uns ängstlich darum sorgen, dass unsere Grenzen gesichert und die Menschen auf der Flucht von uns ferngehalten werden. Niemand bestreitet, dass die Herausforderungen groß sind und wir mit schwierigen Problemen zu tun haben – und dass sich das so schnell auch nicht ändern wird. Gerade das aber fordert uns als Christen heraus, unseren Glauben zur Grundlage unseres Denkens und Handelns zu machen.

Der Sonntag Invokavit, liebe Gemeinde, steht unter dem Thema „Versuchung“. Die Erzählung vom Sündenfall aus dem Alten Testament und die Versuchungsgeschichte Jesu beleuchten dieses Thema auf je eigene Weise. Sie stellen uns die biblische Sicht auf den Menschen vor Augen, dessen Leben von allem Anfang an von der Sünde bestimmt ist und der deshalb auf die Barmherzigkeit und Gnade Gottes angewiesen ist. Und sie erzählen davon, dass Jesus Christus selbst versucht wurde, diese Versuchung aber bestanden und damit das Böse in der Welt besiegt hat. Der Wochenspruch fasst das so zusammen, dass der Sohn Gottes in die Welt gekommen ist, um die Werke des Teufels zu zerstören.

Diese Texte stellen den Predigttext aus dem Hebräerbrief in den Horizont des biblischen Menschenbildes. Die biblischen Autoren wissen darum, dass wir uns aus den Ambivalenzen und Verstrickungen unseres Lebens nicht selbst befreien können. Es ist

Gott selbst, der uns durch den Hohenpriester Jesus Christus von der Sünde erlöst und zu einem Leben im Vertrauen auf die Herrlichkeit berufen hat, die für uns bereitet ist.

Wie lesen wir diese großen Verheißungen im Jahr 2016, das mit so viel Schrecknissen begonnen hat; das uns besorgt vorfindet ob all der Unsicherheiten, die uns umgeben? Schaffen wir das? Der Ausspruch von Angela Merkel, der ja nicht einfach alle Probleme vom Tisch wischen, sondern eine Haltung zum Ausdruck bringen sollte, mit der wir den Herausforderungen begegnen sollen – dieser mutige Ausspruch: Ja, wir schaffen das, prägt auch die Gewissheit, mit der der Verfasser des Hebräerbriefes seine Adressaten dazu aufruft, nicht mit Mutlosigkeit und Zaudern auf halbem Wege aufzugeben, sondern aus der Zuversicht zu leben, dass sie das verheißene Ziel erreichen werden. Diese Zuversicht lebt aus der Gewissheit, dass wir eingebunden sind in eine große Glaubensgeschichte, die mit der „Wolke von Zeugen“ aus der Geschichte Israels beginnt und in der auch Jesus Christus, unser mitleidender Hoherpriester, steht. Diese Geschichte, in der auch wir stehen, steht unter der Zusage Gottes, dass wir zu dem von Gott verheißenen Heil unterwegs sind.

Es ist eine große Ermutigung, die uns der Hebräerbrief mit auf den Weg gibt. Diese Ermutigung kann uns stärken, wenn wir selbst vor Problemen stehen, die uns schier unlösbar erscheinen und wir uns in einer Welt vorfinden, die hoffnungslos versunken scheint in Terror und Gewalt, zerrissen von Kriegen um Herrschaftsansprüche und der zerstörerischen Wut von selbsternannten Gotteskriegern, die Menschen zu Tausenden in die Flucht treiben. Wir brauchen die Ermutigung des Hebräerbriefes, um nicht zu vergessen, wohin wir auf dem Weg sind; wir brauchen sie, damit uns vor Augen steht, dass nicht wir selbst die Erlösung der Welt herbeischaffen sollen, sondern auf den vertrauen dürfen, der unsere Anfechtungen und Nöte kennt. Wir brauchen diese Ermutigung, damit wir uns beherzt und entschlossen denen zuwenden können, die unserer Hilfe bedürfen. Wenn wir diesen Weg im Glauben an den Gott gehen, der sich uns in Jesus Christus zugewandt hat, braucht uns nicht darum bange zu sein, ob wir das schaffen können. Halten wir am Bekenntnis fest, damit wir nicht zurückbleiben auf dem Weg der Verheißung. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.